

Militärischer Sieg und Betäubung des Gewissens

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 15

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635088>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das ist der Moment, den Mario erlauerte. Auf den Knien kauend, reißt er das Gewehr an die Wade . . . In dem Augenblick, einer Tigerin gleich, wirft Bianca sich auf ihn, schlägt das Gewehr beiseite . . . ein Schuß kracht, dicht am Schweizer Postenschef vorüber . . .

Zähneknirschend vor Wut, wirft Mario Bianca zur Seite. Mit einem wehen Aufschrei kollert sie den Hang hinab . . .

Wildes Getümmel auf der Pashöhe San Lucio! Rufe und Schüsse! Entfliehende und verfolgende Gestalten . . .

Aber die dunkle Nacht hat tausend Maschen in ihrem finstern Gewande. Und das „Irrwäldchen“ hat tausend Verstecke. —

Bianca hat sich vom Sturz erhoben und eilt verzweifelt zu Tal. Schleicht unvermerkt in ihr Kämmerlein, wie ein todwundes Tier. Leib und Seele sind ein Schmerz. Aber welch ein Glück in diesem Schmerz! Mario hat ihn nicht treffen können, ihren „bello caporale“!

Der Postenschef von San Lucio schickt seinem Hauptmann eine dringliche Meldung zu Tal. Der Rapport über das nächtliche Vorkommnis:

Unteroffiziersposten San Lucio, 18. Juni . . ., morgens 5 Uhr. In der Nacht vom 17./18. ds. düstige Witterung. Von 10—12 Uhr stand als Schildwache Schütz Gerber. Uebrigste Postenmannschaft in der Hütte alarmbereit. Um 10.40 vernahm er unter der Pashöhe, auf der nördlichen schweizerischen Seite, in Abständen, deutliche Geräusche, die offenbar von Schmugglern herrührten. Die italienische Grenzwaache wurde auch aufmerksam und näherte sich der Grenze. Da rief unsere Schildwache unsern Posten heraus. Wie ich bei der Schildwache angelangt war, fiel ein Schuß von der Schweizerseite her. Die Kugel flog dicht an uns vorüber. Wir nahmen sofort die Verfolgung auf. Bei der nebligen Witterung und bei dem gewellten Terrain war es unmöglich, des Täters habhaft zu werden. Es müssen mehrere Personen gewesen sein; zum Teil flüchteten sie sich in den auf der Nordseite abfallenden Niederwald.

Die erste Patrouille, die diesen Morgen über den Grat ging, meldete, es liegen eine halbe Stunde westlich von hier, dicht am Grat, auf Schweizerseite, einige Säcke Schmuggelware.

Andere Anhaltspunkte haben wir keine. Es sei denn, daß bei Abgabe des Schusses auf Schweizerseite eine Frauenstimme sich erhob. Diese Stimme hatte eine Ähnlichkeit mit derjenigen der Signorina Bianca von der „Osteria del ponte“.

Der Postenschef: Korporal Leuenberger.
(Schluß folgt.)

Vom Juragehänge des Bielersees.

Von R. S.

Der erste Frühzug brachte uns von Bern nach der Station Lüscherz-Alfermee. Ein etwas trüber Morgen im Lande der „Seebuhen“! Schwer und tief hingen graufuchte Nebeltücher nach vorausgegangenen Regentagen über die schroffen, verwitterten Kalkflühe herunter bis auf die hochgiebeligen, altertümlichen Gebäude des Rebdörfchens. Rüstig schritten wir die durch Alter und Bauart so interessante steile Dorfstraße empor und erreichten nach ausgiebigem Marsche unser erstes heutiges Ziel auf dem östlichen Ende des Plateaus von Gaiicht: Hier liegt in halbhohem Walde, unweit des Abhanges gegen den See hin, still und verträumt ein interessanter erratischer Block, der „Hohle Stein“. Derselbe besteht aus einer gewaltigen Granitplatte, welche auf einem riffartigen Kalkfelsen lagert. Die untere Seite der Platte zeigt eine bedeutende Aushöhlung, welcher der Stein seinen Namen verdankt. Wir haben da eine einstige keltische Opferstätte vor uns. Um die Mitte des vergan-

genen Jahrhunderts fanden hier Ausgrabungen statt, welche dies bestätigten. Auf der Oberfläche des Steinkolosses bemerkte der aufmerksame Beobachter die den keltisch-druidischen Opferaltären eigentümliche Abschrägung, die mit Leichtigkeit als Werk von Menschenhand zu erkennen ist. Im fernern fällt auf: Ein in gewisser Entfernung um den Altar herum sich ziehender, jetzt allerdings schon ziemlich lückenhaft gewordener Kreis von kleinern Granitblöcken, bei deren Anblick dem Wissenden sofort die sogenannten Cron-Becks in Erinnerung kommen, die in Frankreich und Großbritannien häufig anzutreffen sind. Der „Hohle Stein“ ist Eigentum der Naturforschenden Gesellschaft des Kantons Bern. — Während der Dauer unserer Beobachtungen mußte Helios endlich über die grauen Nebelgepenster Sieger geworden sein, denn wir sahen dieselben plötzlich zerzaust und zerfetzt gegen die Höhen des Spitzberges und des Gfellers hinaufplattern, und der ersehnte, eine wohlige Wärme verbreitende Sonnenschein überstrahlte jetzt die ganze romantische Szenerie, sowie das zu unsern Füßen sich ausbreitende Seegelande. Nun ging's durch abwechslungsreiches Wald- und Felsengebiet nach dem oberhalb Twann direkt auf dieses Dorf hinuntergährenden „Hohlloch“, eine eigentümliche Felsenhöhle, hinten hoch gelegen und nach vorn sich stark abwärts senkend. Merkwürdig, auch in diesem Felsenloche ist zur Keltenzeit Gottesdienst gefeiert worden. In den siebziger Jahren des letzten Säkulums vorgenommene gründliche Nachgrabungen förderten eine Menge Asche, angebrannte Tierknochen, die Fundamente eines gemauerten Altars, Töpfercherben und selbst römische Münzen zutage, welche letztere für eine Benützung dieser Kultusstätte bis in die Römerzeit hinein sprachen. Wunderbar ist die Aussicht von hier auf das liebliche Waldeiland St. Peters, den See und dessen Ufer. Nun noch hinüber nach der unmittelbar am Twannbachfalle gelegenen „Ankenballe“, einem menschenkopfähnlichen Steinbild (Kephaloid), wie die Schweiz außer diesem nur eines besitzt, nämlich beim Dörfchen Goumois am Doubs (Berner Jura). — Wir konnten uns nicht vom „Seebuhen“-Gelände trennen, ohne dem herrlich gelegenen Ligerzer Gotteshause mit seinen Glasmalereien, die unserm Historischen Museum zur Zierde gereichen würden, ein Besuchlein abzustatten. Und hierauf mußte — das werde ich wohl auch verraten dürfen — im heimeligen Burgundernestchen drunten, in lauschigem, rebenumsponnenem Wirtshause, eine größere Batterie eines ausgezeichneten „Trepflis vom oobere Mirli“ aufmarschieren, was nach dem mancherlei Aufundab unseres Vormittagsbummels trefflich mundete. Behaglich streckten wir in der heimeligen altertümlichen Täfertube unsere etwas ermüdeten Glieder, denn für den Nachmittag erwartete uns noch die Ruine Schloßberg ob Neuenstadt.

Es ist erstaunlich, welche Fülle hauptsächlich prähistorischer Objekte sich in der Umgebung von Twann auf verhältnismäßig kleinem Gebiet beisammenfindet. Der Freund der Archäologie kommt hier im vollsten Maße auf seine Rechnung. Aber auch von dem abgesehen, gestaltet sich überhaupt für jeden Natur- und Heimatsehufreund ein Streifzug mit offenen Augen und empfänglichem Gemüt längs den Jurahängen des Bielersees zum Genußreichsten, das man sich denken kann.

Militärischer Sieg und Betäubung des Gewissens.

Die rasche Radikalisierung der roten inoffiziellen Räterepublik im Eisenindustriebezirk brachte mit sich den reißenden Abfall aller nichtradikalen Schichten, besonders der christlichen Gewerkschaften. Aber selbst die Partei der Unabhängigen wurde in den Augen der Kommunisten reaktionär, und es mag als Zeichen der Entwicklung gelten, daß eben in

diesen Tagen eine eigentliche „kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands“ gegründet wird, die sich losragt vom Bureau des Spartakusbundes. Also Spaltung der Linken allenthalben, dafür aber auch Lähmung der Linksströmung. Es ist ein unheilvolles Signum der revolutionären Bewegung, daß es unbedeutenden Führern und Eigenbrüdlern gelungen ist und immer von neuem gelingt, Teile der fortschrittlichen Volksmasse zu separaten Abenteuern mitzureißen; denn nichts beweist mehr als dieser Abfall, wie unbedeutend die alten Führer, wie wenig reif das sozialistische Programm und wie tief das geistige Niveau der Bewegung war und ist. Man erschöpfte sich in Lohnkämpfen und blieb politisch unmündig. Man hatte die Kritik am alten System gelernt, aber nicht das Denken eines neuen Systems. Nun scheitert die Theorie an der Verschiedenheit und Eigenwilligkeit der vielen Köpfe.

Im Ruhrgebiet artete die rote Herrschaft in einen Terror aus, der mit politischen Maßnahmen nichts gemein hat. Beschlagnahmung der Banken auf eigene Faust, Requisition der Lebensmittel durch Freikorps, Beschlüsse von Arbeiterverbänden, die ihrerseits vor solchen Maßnahmen warnten, ein Konflikt des militärischen roten Rates mit dem zivilen roten Rat, Kampffaktionen der Kommunisten gegen das ausdrückliche Verbot der mobilen Soviets, Verachtung der Bielefelder und Haagener Waffenstillstände, Verzweiflung der lokalen Revolutionsregierungen — das war der Anfang. An vielen Orten rote Banden statt Armeen, geöffnete Zuchthäuser und Einordnung der Sträflinge zum heiligen Kriege (wie Wilhelm II. anno 1914!), eine unbekannte Anzahl vorgekommener Privatmorde — das war der Fortgang. Tägliche Hilferufe der Bürgerschaft, nach Berlin, Paris, London, Washington, mit der Bitte um Einmarsch der Truppen, ratlos tobende Arbeiterversammlungen, ungehört verhallende Rufe um Verhandlungen und Waffenniederlegung, und dann der Einmarsch der Reichswehr — das war das Ende.

Seltene Beleuchtung der Lage: Einzelne Städte verlangen, daß die Reichswehr nicht einmarschiere, mit der Begründung, man beherberge keine roten Truppen. So bleibt wirklich das Bergische von Reichswehr frei. Andere Städte leiten durch aufgestellte „Sicherheitswehren“ das flüchtige rote Heer ins flache Land ab. Andernorts kämpft die Arbeiterschaft aus bloßem Haß gegen die Kosketruppen im roten Verbands mit. Es ist die furchtbare Erscheinung jeder Revolutionszeit: Mobiles Gesindel stellt sich dem augenblicklichen Machthaber zur Verfügung, bald als rote, bald als weiße Garde. Vereinzelte Kämpfer mit heiligem Glauben sind darunter, aber die Masse wird vom Volke verflucht und gehaßt. Darum gibt es keine andere Wahl als Verzicht auf den Waffenkampf, um die waffentragenden Banditen los zu werden. Wann wird das von den Massen begriffen werden?

Am Ostermontag, hart vor dem Einmarsch der Reichswehr, verfügte die mobile „rote Armee“ eine ausgiebige Plünderung über Essen. Dortmund, Duisburg waren schon geräumt und von den Weißen besetzt. Die Arbeiterschaft sträubt sich gegen den wilden Terror der Freischaren; denn ihr wird von den Generälen alle Schuld in die Schuhe geschoben werden. Sie fürchtet die Standgerichte nach ungarischem und Münchener Muster. Aber den Gewerkschaftsführern sind die Zügel entglitten. Die organisationslose „äußerste Linke“ kümmert sich wenig um die Beschlüsse von Präsidenten und Sekretären. Und die Präsidenten und Sekretäre wissen, daß die kommenden weißen Kommandeure keinen Unterschied machen werden zwischen denen, die den Streik entfesselten, und den andern, die ihn mißbrauchten, denn deren Wissen ist zu gering, als daß sie einen solchen Unterschied machen könnten.

Die siegreiche Reaktion wird jede Ablenkung der Öffentlichkeit von den Taten der Reichswehr brauchen können. Zunächst meldet Wolff, daß jede Besetzung der Städte

„mit gewohnter Zurückhaltung“ geschehe. Das steht im Widerspruch zu den französischen und holländischen Meldungen. Havas berichtet aus Mainz, daß die Roten sehr große Verluste hätten, da die Reichswehr keine Gefangenen mache. Der „Nieuwe Rotterdamsche Kurier“ stellt fest, daß die Weißen erbarmungslos vorgehen. Wohl genau so erbarmungslos, wie die Roten vorgehen würden; denn beide sind von derselben Art, kennen keine Hemmung vor dem Töten, folgen dem Haß so gut wie dem Kommando. Beide gehören zur selben Sorte, die man vor 1914 beinahe aus der Welt verschwunden oder doch in wenig Exemplaren wohlverwahrt hinter Zuchthaus- oder Zollhausmauern verwahrt wählte. Nun, da der Krieg so manche verborgene Bestie entlarvt hat, braucht die Revolution, braucht auch die Gegenrevolution sie als Bahnbrecher oder Niederwerfer. Wann wird es eine große, wirklich antimilitaristische Partei geben, die den Gedanken erfährt, daß die Welt nichts Wittigeres zu tun hat, als sich zu hüten vor „Werbung der Bestie“, zu hüten vor jeder Gewaltanwendung? Unter dem Schutz und Bann einer waffentragenden, wohl eingeschränkten Regierung, heiße sie wie sie wolle, muß die neue Menschheit heranwachsen, bis sie so reif wird, daß die Existenz der Waffen überflüssig geworden ist. Das ist der Weg, kein anderer führt zum Ziel. Dies aber ist der Weg der Demokratie.

Opposition und Reaktion in Deutschland wissen sich fürchtbar weit weg von diesem Wege — oder wissen es häufiger auch nicht. Aber man hat ein heimlich schlechtes Gewissen und begrüßt Ablenkung. Man ist dabei nicht anders als in andern Ländern, als zum Beispiel in Frankreich. Beide Regierungen treffen diesmal zusammen und bedienen sich desselben Mittels, um ihre innern Schwierigkeiten zu machen: Sie entwickeln einen internationalen Konflikt. Und wie leicht war dieser Konflikt heraufbeschworen! Frankreich ließ es geschehen, daß die Revolution im Ruhrgebiet, das zum größten Teil in der neutralen Zone liegt, daher der Reichswehr verboten ist, von keinen alliierten Truppen gebändigt wurde. Berlin aber hütete sich, in Paris Erlaubnis zu holen, ehe es das Gebiet besetzen ließ. Daraufhin erklärten die Franzosen den Friedensvertrag als gebrochen, besetzten Frankfurt, Darmstadt, Hanau und Homburg und werden weitere Besetzungen folgen lassen. Somit hat Berlin Gelegenheit, über französische Gewalttat, Paris aber über deutschen Wortbruch zu schreien; der Chauvinismus wird lebendig! Gewiß, man würde sich sogar morden; denn man weiß selber kaum, wie erwünscht der Konflikt kam; man zieht die Scheuleder fester an, dieweil der Markkurs tief bleibt, dieweil der Franc sinkt, dieweil nichts geschieht, um die Schwierigkeiten im Innern zu heben. Beiderseits siegt man und betäubt sein Gewissen.

-kh-

Und dennoch!

Sieh her! Wie blüht die Erde wonnevoll
Und muß doch alle Schuld der Menschheit tragen
Und ihren Jammer, der seit Schöpfungstagen
Nicht unglücklicher zum Himmel scholl.

Und dennoch blüht die Erde sonder Groll;
Trotz all der Wunden, die man ihr geschlagen,
Ist sie bereit so Saat als Frucht zu tragen —
Ein Zeugnis, wie man Güte üben soll.

Drum Seele, wirf sie ab die dumpfe Qual;
Die Zeit verlangt ein tatenwillig Hoffen
Der Hungernden sind viel — ruf sie zum Mahl!

Ob auch ein düster Schicksal uns betroffen,
Laßt Spendende uns sein! Dem milden Strahl
Des Wohltuns stehn wie nie die Herzen offen! —

Klara Sorrer, Zürich.